

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1916**

295 (24.10.1916) Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

# Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

(Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.)

## Eine Ballonverfolgung im Kriege.

Vor einiger Zeit enthielt der tägliche Bericht des deutschen Generalstabs folgenden Passus: „Schern rissen sich infolge heftigen Südwestwindes eine größere Anzahl von französischen Fesselballonen los u. trieben über unsere Linien; außer als fünfzehn davon wurden von uns gebergt.“ Damit hängt die Schilderung zusammen, die ein Oberleutnant der deutschen Krafttruppe in einem Feldpostbrief gibt, der in der Deutschen Luftfahrer-Zeitschrift Abdruck gefunden hat.

Gestern abend, das war ein Leben hier im Armeehauptquartier! Sahen wir da abends über — nach der Sommerzeit natürlich — schön gemächlich beim Abendbrot in unserm nett ausgestatteten Kasino, dessen Einrichtung aus allen möglichen verlassenen Häusern unseres Landheeres, selbstredend mit hoher Genehmigung der Kommandantur, zusammengeholt ist und tatsächlich manch künstlerischen Einrichtungsgegenstand aufweist. So schmückten seine Wände zwei ziemlich große, echte, alte Gobelins, die wir auf dem „stillen Decken“ der Friedenswohnung eines pensionierten französischen Generals aufgebahrt haben — wir wollen es dahinstellen lassen, ob monsieur le général wirklich so wenig Kunstsinne hatte oder ob er seine Gobelins den „Gobeln“ gegenüber durch dieses anernährte Verbot verloris erscheinen lassen wollte — jedenfalls tragen sie jetzt nicht wenig dazu bei, unser Heim in einem turmähnlichen Aufbau der alten Stadelle von K. recht wohllich zu machen; ferner werden da in unserm Zimmer ein tadellos gearbeiteter Spiegel zu musikalischen Geigen und eine Garnitur ganz reizender Kofotolenstühle und Sofas zum kameradschaftlichen Geplauder beim Ringelrausch der Zigarren und Zigaretten, während im Speiseraum selbst ein durchaus nicht allzu wirrendes Durcheinander von Empire und Renaissance vorherrscht. Draußen vor den Fenstern blüht und rankt ein von unsern Vorkriegsbesatzungspflanzungen, mit allerlei für unsere Städte charakteristischen Rosenkrantz, Gemise usw. bestelltes Stützgerüst mit blühenden Obstbäumen und Kletterrosen. Nicht wenig und zufrieden über die hinter mir liegende Schwere, in den letzten Wochen mitten im feindlichen Feuer mit meinem Pferd und meinen braven Reuten geschaffene Arbeit rauche ich meine mir von sorgender Hand zugesandte Heimatszigarette. Draußen, wo schon seit Tagen richtig gelindes Aprilwetter herrscht, blüht auf einmal ein mächtiger Südweststurm — rauschend und wütend fährt er daher, da unten von Verbund her, wo Tag und Nacht dem sich verweigert wehenden Feinde der Boden Schritt um Schritt, Graben um Graben abgerungen wird, während das unaussprechliche Toben des Artilleriefeuers überbröndet.

Da rattert im nebenanliegenden Geschäftszimmer scharf und schneidend der Fernsprecher! Kurze Minuten, und der betreffende Adjutant kommt herein: „Meine Herren, es gehen vorn über unsere Linien, wie eben gemeldet, eine ganze Anzahl französischer Fesselballone, die der Sturm zergerissen hat und nun in Richtung nach hier vor sich her jagt!“ Na, wir das hören, das beste vorhandene Fernglas von der Wand und heraus in unsern Garten, der, auf einem alten Stadtwall angelegt ist, so ungefähr acht Meter über seine Umgebung hinausragt. Heulend wirft sich der Sturm auf uns, voll Wut peißt er uns dicke weißen Staub ins Gesicht und in die Augen. Was interessiert jedoch nur der Himmel mit seinen wachsenden dahinjagenden Wolkenmassen, manchmal ein leuchtendes Stückchen Abendhimmel freiliegend, und es sofort wieder mit wilde Fegen bildenden Gewölke zu verdecken. Dem Sturm entgegen nach Südwesten richten sich unsere Gläser und richtig: „Da links über der Waldspitze, sehen Sie, ungefähr 400 Meter hoch, da kommt einer.“ Ja, ja, richtig, links dahinter, etwas höher, das ist ja noch einer, nicht? — „Nein, nein,“ ruft ein Dritter, „zwei sind es — auf die

wird von unsern Abwehrgeschützen schon geschossen.“ Da geht's durcheinander! Nun aber los! Wagen aus dem Unterstellraum, Karabiner mit, angeworfen und los geht's dem ersten Ballon entgegen. Schwanfend und durch den Gasverlust immer tiefer sinkend, taumelt er daher, der lange Schwanz der Windsäcke hängt senkrecht herab, schon sieht man mit bloßem Auge den wild hin und her geworfenen Korb, nun auch das abgeriffene Seilende, was schon am Boden schleppt. Näher und näher kommt er! Ob wohl die Gondel noch befestigt oder die Inzassen schon herausgeschleudert sind, oder ob sie mittels des jedem französischen Fesselballon beigegebenen Fallschirmes noch in ihre eigenen Linien retten konnten? Was mögen diese Beobachtungsoffiziere — meist sind es zwei — in diesem fürchterlichen Orkan, der sie in der letzten halben Stunde über eine Luftlinie von nahezu 50 Kilometern riß und wirbelte, bald hinaufwarf, bald fast zu Boden drückte, durchgemacht haben? Sind sie auch Feinde, die so manchen todbringenden, zerstörenden Schuß durch ihren dünnen Draht und die gegnerischen Batteriestellungen auf die Unfern lenkten, so ist es doch bei uns Deutschen, im Gegensatz zu unsern Feinden, nicht üblich, dem Gegner die Achtung und Anerkennung zu verjagen; kämpft er doch ebenso wie jeder von uns für sein Vaterland, für sein Idol, und ist von der Gerechtigkeit seiner Sache wohl nicht minder überzeugt als wir von der unsern!

Näher und näher kommt der Koloss, tiefer und tiefer senkt er sich herunter! Aus den Quartieren des Standortes sind inzwischen Mannschaften herausgeschickt, Hunderte und aber Hunderte, alles stark nach oben, immer sicherer wird die Beute — noch tiefer kommt der „Ballon déchaîné“, und nun sieht man's deutlich — die Gondel ist leer! Mühsam kommt er noch über die Maas, die am Boden des Korbes flatternde Tritolore schleppt sich manchmal auf der Erde, jetzt fließt der Korb auf, um noch mal in die Höhe zu schlagen, und durchreißt die heben der kleinen Straße herlaufende Fernspreitleitung — Gott sei Dank — nur ein einziger Draht! Noch schwebt der Ballon vielleicht 20 bis 30 Meter über unsern Köpfen hinweg, da kommen auch noch zwei Personenwagen mit den Fliegeroffizieren der nächsten Feldfliegerstation heran, um bei Vergang ihres „großen feindlichen Bruders“ die Leitung und Vergang der Instrumente zu übernehmen. Jetzt hat die wie bei einem Volksfest versammelte Soldatenmenge das schließende Haltedrahtseil erfasst, herunter wird er geholt, der unschuldige Ueberläufer, und schon breitet sich seine offenbar völlig unverfälschte Hülle auf dem frischen Grün! Dieses Erde in Feindeshand hat der stolze Patron sich wohl nicht träumen lassen, als er heute zu frohem Wagnis, zu frischer Tat im Dienste der Seinen hinausging in den blauen den Maieshimmel. Naß und schlundig sind unsere Flieger bei der Hand; der Korb wird abgehängt und aus seinen Wandungen die wertvollen Apparate geborgen. „Sein ist er hergerichtet“, denkt neben mir laut ein Kraftfahrer; und wirklich: innen verpackt, mit gelbem Riß überspannt, ein schwankender Sitz aus breiten Gurten von Korbband zu Korbband — so viel erzählend, was er alles geschafft von blendender Höhe an Sieg und Niederlage, an Kämpfen und Streiten, an Weiden und Sterben. Naß öffnen schlundig Hände das Ventil. „Weg alles, was raucht!“ donnert gerade noch zur rechten Zeit einer von uns hinauf, und schon pfeift aus der noch ziemlich vollgeblähten Hülle heraus das Gas, das Leben, das bestimmt war, den Mienen und seine Inzassen hinauf in den Aether und wohlbehaltend zurück in die eigenen Linien zu bringen. Jetzt haucht er dieses Leben aus, umgeben von beutefreudigen Feinden. Und nun geht's so langsam mit der Entleerung! Zwanzig, jetzt dreißig, vierzig Mann werfen sich auf die hin und her wogende Halbfugel, um sie durch ihr Gewicht rascher zur Entleerung zu bringen! Kugeln, rollend, sich überschlagend, fallen sie wieder herunter, sofort abgelöst von einer noch größeren Zahl von Kameraden! Ja, sind wir denn im Kriege? Sind wir nicht auf einem Volksfeste? In meiner Erinnerung taucht eine Bude auf, in der auf der zunächst leeren

Hülle eines kleinen Ballons eine Menge lustiger Festbesucher Platz nehmen, um dann während des langsamen Aufpompens des Ballons ruffend und kollernd, zur Belustigung der aktiven Teilnehmer und der passiven Zuschauer abgeworfen zu werden. Welch eine gesunde Fröhlichkeit steckt doch in unsern Leuten trotz aller Anstrengungen und Entbehrungen, in denen sie Tag für Tag und Nacht für Nacht Aug in Aug mit dem Tod im Kampfe stehen!

Blödsinn, während wir gerade bedauern, keinen photographischen Apparat mitzubringen, um dieses Bild festhalten zu können, ein Bild frischen, frohen Soldatenhumors im Felde, tönt eine laute Stimme aus dem Gefreiß und Durcheinander heraus! Ein Landsmann von mir ist's, der den mit dem Zusammenrollen der leeren Hülle Beschäftigten zuruft: „Macht's, macht's, daß ma Platz kriegt, da vorn kommt schon der nächste!“ Wir wenden uns um, und richtig, fast genau in derselben Richtung kommt ein zweiter Sturmgelasse angepöpselt, nur etwas höher und anscheinend noch tragfähiger. Auch er überfährt Knapp vor uns die Maas, zum großen Leidwesen der hier als Festteilnehmer verammelten Mannschaften aber noch in etwa 200 bis 300 Meter Höhe! Geschossen soll nicht werden, dicht neben uns stünde ja eine Ballonabwehrbatterie und Gewehre waren auch vorhanden. Aber zunächst wäre es bei dem hier angesammelten, auf viele hundert Mann angesammelten Soldatenhaufen zu gefährlich, dann soll aber der Ballon möglichst unverfälscht deutsche Beute werden: denn in den letzten Zeiten des Rohstoffmangels stellt so ein Fesselballon ein Wertobjekt von mindestens 15 000 bis 20 000 Mark dar! Was bleibt also übrig? Wir tun, was eben auch die zwei Fliegerkraftwagen machen: der Motor wird angeworfen, und los geht's zu einer Ballonverfolgung, wie wir sie so oft in Friedenszeiten in fröhlicher, schneidiger Sportbetätigung geübt. Der Ballon steigt uns deutlich die ungefähre Richtung, denn bei diesem turmähnlichen Wind kann er in der niederen Höhe, in der er vorwärts streicht, zunächst wohl nicht seine Richtung ändern. Eine kurze Verhinderung mit den zwei Fliegerkraftfahrzeugen, und die drei Kraftwagen laufen, jeder auf einer der drei nach Nordosten in verschiedenem Winkel von hier ausstrahlenden Haupttrassen vorwärts! Wir halten ihn fest in der Zone zwischen den drei Verfolgungslinien, aber, abgesehen von der kolossalen Windgeschwindigkeit, mit der der Ballon treibt, naht ihm ein Freund, gegen den unsere braven Maschinen nicht anzukämpfen, nichts auszurichten vermögen — die Nacht mit ihren alles mißführend verdeckenden Schatten. Schon hat der Ausreißer die am weitesten rechts liegende Verfolgungstrasse überquert und treibt nun schräg zwischen der mittleren und äußersten Linien — schwächer und schwächer werden seine Umrisse an dem in Nachtstärkung übergehenden Abendhimmel, und endlich vermag auch das stärkste Auge ihn an dem wirbelnden, jagenden Wolkenhimmel nicht zu unterscheiden. Schwere Herzen macht ein Wagen nach dem andern kehrt: nur zu gern hätten wir ihn in unsere Hand gebracht, denn seine Gondel war, wie wir an der Maas festhalten konnten, mit zwei Personen besetzt: gerade deshalb hielt sich dieser vielleicht durch geschickte Manöver seiner Inzassen länger hoch als der erste, führerlose Ballon. Zu unserer Beruhigung konnten wir uns sagen, daß inzwischen der Fernsprecher nach allen in Betracht kommenden Richtungen des besetzten französischen Bodens gespielt haben werden und daß der Flüchtling uns doch nicht entkommen werde! Schon am nächsten Tage erhielten wir aus der Gegend von Longwy an der luxemburgischen Grenze die Bestätigung unserer Hoffnung: der Ballon war noch nachts, kaum anderthalb Stunden nach seinem unfeindlichen Maasübergang, dort fast Inzassen und Instrumenten in deutsche Hand gefallen.

versucht man jetzt, in französischen Blättern historische Zeugnisse für die Bedenklichkeit derartiger Reigungen in so ernsten Zeiten heranzuziehen. Als abschreckendes Beispiel weiß das „Journal“ z. B. von einer Dame zu erzählen, die während der Belagerung von La Rochelle in einem silbernen Panzer über ihrem purpurnen Gewände bei Hofe erschien. Die unsinnigsten Moden waren aber diejenigen, die die Frauen im Taumel der napoleonischen Siege erlitten. Napoleon war diesen Modetreiben, dem übertriebenen Luxus, sehr abgeneigt, und eines Tages, als er bei einem Hofest auf dem Kopf einer Blondine einen Grenadierhelm sah, bemerkte er trocken zu ihr gemeldet: „Ich werde niemals die Karikatur einer großen Sache drücken, nicht einmal auf dem Kopfe einer Närrin.“ In Mailand, wo er die Huldigung des Adels empfing, weigerte er sich, sich eine Gräfin vorstellen zu lassen, die es gewagt hatte, auf ihrem Kopf einen goldenen Adler mit Diamantenschmuck zu tragen. Und endlich, auf St. Helena, schrieb Napoleon als Abschluß seiner Meinung über die Frauen im Kriege: „Die Frauen sammeln Schmuck auf den Schlachtfeldern.“

Der Nivale im Saal. Ein Liebeszwist ernsthafter Art wurde einst auf Befehl Kaiser Maximilians II. auf ebenso eigenartiger wie unblutigem Wege zum Austrag gebracht. Ein deutscher und ein spanischer Edelmann waren in Liebe zu einer jungen Hofdame entbrannt. Beide wünschten, sie zu ehelichen, doch die Schöne konnte sich für keinen von ihnen entscheiden und da deshalb den Kaiser, für sie zu wählen. Maximilian jedoch war gleichfalls unschlüssig, welcher seiner Ritter am besten zu dem Mädchen passe, und so stellten: Es wurde ein großer Saal genäht, und der Kaiser ordnete an, daß derjenige der beiden, dem es gelingen würde, seinen Gegner zu überwältigen und in den Saal zu stoßen, der Glückliche sein sollte. Der merkwürdige Zweikampf, der große Heiterkeit hervorrief, währte über eine Stunde und wurde von dem gesamten Hofe mit angesehen. Endlich gab der Spanier nach, und nachdem der mannhafte Deutsche seinen Rivalen in den Saal gezwungen hatte, legte er ihn in ritterlicher Weise seiner Angebeteten, die er kurz darauf heiratete, zu Füßen. Es wird leider nicht berichtet, was die Erfolge mit dem überwundenen Nivalen im Saal gemacht hat. Hoffentlich hat sie ihm kein Schicksal a la Turandot bereitet.

Alte Bekannte. Bei der Eroberung Kurlands lagen sich die Schützengräben zum Teil sehr nahe gegenüber. Ein Leutnant, im Zivilleben Geschäftsmann und als solcher in den Provinzen sehr gut bekannt, hatte den Auftrag bekommen, im Sturm vorzugehen. Da kam von drüben eine Stimme: „Am Gottes willen, schließen Sie sich, Herr Militär! Ich bin ja der Oberkellner aus'n Hotel de Rome! Wir erleben uns alle!“ Und so geschah es. (Armeestz. II. Armee.)

Der kleine Patriot. General (im Barbiergegeschäft, wo nur der Lehrling anwesend ist): „Das Kaiserlein kostet?“ Lehrling: „Na, lassen Sie man, ein Vaterlandsverteidiger braucht bei mir nicht zu bezahlen.“ (Die Nacht im Dien.)

Kartoffel-Aphorismen.

(Geerntet auf dem Batocki-Meer.)

Die Kartoffel ist eine überaus nectische und schalkhafte Frucht; immer, wenn man sie braucht, ist sie nicht da. Grab' wie der Hundertmarfchein oder der Schutzmann.

Die beste Keimrute für die Kartoffel ist der Höchstpreis. 20 Mark pro Zentner. Damit kann man sie in ungeheuren Mengen fangen.

Die Kartoffel hat viele Freunde. Einer der schlimmsten ist der städtische Verbraucher.

Die höchste Regierungsweisheit besteht darin, dafür zu sorgen, daß nicht mehr Verbraucher da sind, als Kartoffelvorräte. Dann reichen sie.

Schuld am Kartoffelmangel hat auch Frank und Raacke. Er hat damals zu wenig eingeführt.

Man macht auch Salat aus ihr. Der ist gut. Zum Unterscheid von dem, der geredet wird. Der ist unbedenklich.

Karl Franke in der Münchner „Jugend“.

## Der Blinde auf der Bühne.

Von Oskar Baum.

Welche Macht hat Grillparzer dem alten taubstummen Kaleb über das Drama gegeben, in dem kaum für fünf Minuten vorkommt! Es ist die dramatischste Wirkung in diesem sonst so klaren Zusammenhang des Traumes.

Die Rolle, die die Blinden in Dramen spielen, ist kaum größer, als die der Taubstummen. Man läßt sie so oft und so lange auf der Bühne, man verwendet sie so viel und gern für die dramatischen Weltliteratur, als für ihre Blindheit das Leidende in der Bescheidung der Dichtungen? Am Oedipus würde es kaum eine Anzahl Worte ändern, wenn man sie taubstummen würde. Und doch ist in den zweitens Jahren seither nichts aufgeführt worden, das so sehr sich der Aufmerksamkeit über den Blinden seitens der Allgemeinheit wenig geändert haben. „Der Blinde“ in „San Marcos Tochter“, in der die Blindheit selbst als dramatischer Vorwurf genommen sein will, ist weit hilfloser in seiner dramatischen Wert als der Blindheit geholt, was wieder einmal Shakespears. Die Bestätigung der ausgekauften Pupillen freilich ist nun in jeder Zeit, da ein Fuß zu groß ist für eine Augenlinse und man wohl nur an das zerlegte Gesicht denkt, und sie wirkt auch noch als Licht, die die Details verzweifelte Symne an der Hand, die bei der Erblindung des Vaters erblinden Sohn in den Sinn kommen kann. Aber der gormlose Todesprung Olofers und der verurteilte Sohn, der ihn im selben Augenblick verurteilt und ertrinkt, ist vielleicht der beste, einzige dramatische Einfall, der aus der Blindheit und den unheimlichen Begleitumständen seine Kraft zieht. Was sonst geschaffen wurde, ob die Blindheit Mittel oder Epiphonemata, Seitenstück oder

Hauptkulisse abgab, immer waren die kindlichen Effekte nicht aus der Blindheit selbst, sondern aus den Ansichten über den Blinden im Publikum gezogen, aus den Gefühlen und Begriffen, die nun einmal mit der Vorstellung von Blindheit verknüpft scheinen. Am deutlichsten spezifizieren Materlinas „Die Blinden“ u. der „Einbringling“ mit den Schauerzügen von den inneren Begabungen und der äußeren Ohnmacht der Lichtberaubten. Von der andern, der rhetorischen Seite hat es D'Annunzio in seiner Tragödie „Die tote Stadt“ mit seinen Wortmelodien versucht, viel affektierter Unzug mit dem zu treiben, was man von der Gegenwart des Blinden ahnt und glaubt. Wie scheiden erscheinen daneben Subermans „Glück im Winkel“ und Beer-Hoffmann, dem die Wirkung nicht zu groß und nicht zu nahe liegend war, den Grafen von Charolais in tragödischem Grollen zum Schluß befehlen zu lassen: „Du, Blinder, leucht' mir noch binad den Weg! Immer löst die Dichter. Dieses Stück ist aus.“ Dennoch ist es dankenswert, daß er dem Blinden diese Glückseligkeit zuerkennt. Er hätte damit dem Schauspielereine hübsche kleine Gelegenheit gegeben, die ein wenig schwerfälligen Vermählungen, den Sehenden in gar nichts nachzustehen, in aparten Einzelheiten zu variieren, wenn man dies anzubereiten schon gelernt hätte.

Die Darstellung des Blinden bietet überhaupt dem, der sie zu suchen weiß, viel dankbares neues Gebiet. Ich selbst kann nichts darüber sagen, wie Blinde bisher gespielt wurden. Ich fürchte nur — aus der Wirkung auf die anderen geschlossen —, daß man hier ebenso in Neugierlichkeiten befangen ist wie bei allen dichterischen Verfassungen, von außen in das Blindenleben zu dringen, durch Folgerungen und Schlüsse die Nach- und Mitempfindungen zu ersehen.

Wenn ich nur zwei Worte darüber sage, wie dem Schauspielere zu raten wäre, blind zu scheinen, so kann es mir passieren, daß vieles schon so oder besser gesagt, allgemein schon nicht anders auf-

gefaßt worden ist. Es würde mich freuen! Wie streckt ein Blinder z. B. die Hand vor, um sich irgendwo zu orientieren? Mit hängenden, gestreckten oder verknüpft aneinander gedrückten Fingern? (Man hätte sich vor der Unterbrechung des Gewohnheitsmäßigen). Hat man die Verschiedenheit der Bewegungen studiert, wenn er einen Stuhl, einen Tisch sucht oder auf dem Tisch ein Glas? Wenn er geht und etwas im Weg fürchtet oder wenn er die Bahn frei weiß? Ist es beobachtet, wohin er seine Worte spricht, wenn die angesprochene Person sich redend oder wenn sie sich kumm bewegt, den Standort wechselt, das Gesicht abkehrt? Ernstlich gewarnt sei davor, das Tafeln entlang der Tische und Mauern, das Stehen (auch das Publikum sehr mitanfirengende) Herhin- und Dorthinfortschreiten für Realismus zu halten.

Die Ursprache des Menschen war der Blick, die Geste. Und das ist auch die natürliche, eigentlich die aufrichtigere Sprache geblieben. Der Blick, die Miene und Gebärde sind die unwillkürlichen Aeußerungen des Innenseins. Alles Äußere an Uebermacht des Gefühls: Angst, Entzücken und Verzweiflung wie der zarte Beglun von Hoffnung und Schreden ist sprachlos, ich meine wortlos. Der Blinde versteht diese Sprache nicht. Er kennt also im Grunde nur sich; die anderen um sich her kennt er gleichsam nur aus der Ueberzeugung. Diese Abgeschlossenheit, dieses Eigenleben macht sich äußerlich in tausend Kleinigkeiten fühlbar, in einer Menge von alltäglichen Verbindungsmittele, für die jene Ursprache auch eine hilflosweidende internationale Konvention ist: Winke, einladende, abweisende, drohende, erklärende Handbewegungen. Unbewußt lernen die Kinder das von den Erwachsenen — nur der Blinde macht alles anders, alles wie ein Naturmensch. Diese ohne Beispiel und Vorbild angewöhnten Bewegungen sind es, die man die Miene der Blinden nennt. Sie sehen unbeholfen und kindisch aus, und sie waren es vor-

allen, die das Bild und die Auffassung von Blinden in das Gedankenleben der Menschheit geprägt haben, das vornehmlich von den Erfahrungen des Gesichts gewährt wird.

Aber diese kleinste Ueberlieferung weiterzupflegen, scheint mir eben das Versteht. Nicht nur, weil ein Blindgeborener, ein als Knabe und ein Späterblindender drei gründlich verschiedene Typen sind. Jeder Nichtsehende weiß, daß er sich anders benimmt und bewegt als die anderen. Aber er hat ständig das Bestreben, diesen Unterschied zu verwischen, sich in der Nachahmung der anderen zu vervollkommen. Das drückt seiner Haltung und all seinem Tun den Stempel auf; er macht darum nur oder doch vor allem den Eindruck der Unsicherheit und Ungewissheit. Der Blinde benimmt sich anders allein, anders vor den Seinen und wieder anders vor Fremden. Die volle Sicherheit, Selbstständigkeit und Ruhe der Bewegung hat er nur unbedacht; da allerdings sollte er in ihm bekannten Räumen von der Art der Sehenden in keiner Weise unterscheiden werden.

Es ist wahr, Regisseure und Schauspieler haben sich bisher noch wenig genötigt, darüber nachzudenken. Der Blinde war immer nur dem igrischen Elemente des Dramas zugeteilt. Ganz natürlich; konnte er denn etwas außer leiden? Es dürfte aber doch nach und nach einiges von der steigenden Agilität der modernen Blinden zu den Ohren der Dichter durchsickern und sie werden neue Probleme und Konflikte in dieser geändernten Sachlage finden. Es wird jedenfalls ein Bedürfnis sein, dem Publikum eine Figur vorzuführen, die es dem Buch nach kaum, geschweige denn der Bühne glauben will. Das Blindendrama — das wirkliche, das eins ist —, gehört also auch zu dem, was wir mit besonderen Erwartungen von der Zukunft fordern wollen.

